

## Magazin

### Der Retter

#### Der Schweizer Arzt Beat Richner hat in Kambodscha fast acht Millionen Kinder behandelt - kostenlos

*Jens Blankennagel und Claudia Fuchs*

Der Mann auf der Bühne ist ein Lügner. Ein Konzert hatte er versprochen. "Beatocello spielt Bach" steht auf den Plakaten in der Stadt Siem Reap im Norden von Kambodscha. Harmonische, europäische Musik mitten im Chaos und Lärm Südostasiens. Fast 300 Gäste warten an diesem Samstag in dem klimatisierten Saal auf den Künstler. Der betritt pünktlich um 19.15 Uhr die edle Holzbühne, packt sein Cello aus, lässt seinen massigen Körper auf einen Plastikklappstuhl sinken und schaut kurz auf die Sitzreihen mit den Besuchern: junge Rucksack-Reisende, die binnen weniger Wochen halb Asien durchqueren; wohl situierte Weltenbummler, die für drei, vier Tage die nahen weltberühmten Tempel von Angkor besuchen; aber auch gut gekleidete Herren, die von einheimischen jungen Männern begleitet werden, denen sie regelmäßig die Knie tätscheln.

Der Künstler zupft kurz die Saiten des Cellos, murmelt "Good evening", schließt die Augen und intoniert einen langsamen Satz aus einer Suite von Bach. Tief, warm und schwer sind die Töne, die er seinem Instrument entlockt. Doch kaum ist das Stück verklungen, ist das Konzert eigentlich schon wieder vorbei. Stattdessen beginnt der Mann, der mit seinem runden Gesicht und dem lockigen Haarkranz ein wenig an einen Zirkusclown erinnert, mit seiner Werbeveranstaltung. "My name is Beat", sagt er in schweizerisch geprägtem Englisch. "My instrument is a cello. Together we are Beatocello."

Im Saal der Kinderklinik Jayavarman VII wird das Licht gedimmt, die Konzertbühne wird zum Kino und der Musiker zum Erzähler. Zu bedrückenden Bildern aus Krankenhäusern spricht er über Armut und Krankheit, über den Tod, über Korruption, über die Ignoranz des Westens. Im Film sind selbst die Klinikflure voller kranker Kinder. Ein Mädchen mit einem Schlauch in der Nase liegt auf einem Bett. Die Mutter streichelt dem Mädchen die Stirn, mit der anderen Hand drückt sie immer wieder einen Blasebalg, um ihre Tochter zu beatmen. Der nackte, magere Brustkorb des Mädchens hebt und senkt sich hektisch.

Der Mann auf der Bühne heißt Beat Richner, er ist nur zur Hälfte Künstler, zur anderen Hälfte ist er Arzt - und als Ganzes ein Lebensretter. In einem der ärmsten Länder der Welt betreibt der 60-jährige Schweizer mit seiner Stiftung vier Krankenhäuser: drei in der Hauptstadt Phnom Penh, eines in Siem Reap. Richner und sein Team haben seit 1991 mehr als 7,8 Millionen Kinder kostenlos behandelt und mehr als 500 000 von ihnen das Leben gerettet.

Richner redet sich in Rage: 65 Prozent der knapp 14 Millionen Kambodschaner sind mit Tuberkulose infiziert, 16 Prozent haben Hepatitis, sieben Prozent tragen das Aids-Virus in sich. Hinzu kommen Malaria, Hirnhautentzündung, Dengue-Fieber. Krankheiten, die in der Dritten Welt oft einem Todesurteil gleichkommen, besonders für Kinder. "Es gibt hier kein funktionierendes öffentliches Gesundheitssystem", sagt er. "Wir aber behandeln alle Kinder bis 16 Jahre kostenlos."

Dann greift er wieder zum Cello, spielt Bach und eigene Kompositionen. In einem Lied hat er die Nummer seines Spendenkontos verarbeitet. Er erzählt, dass er im Schweizer Fernsehen zwar über sein Hilfsprojekt sprechen, aber die Nummer des Postcheckkontos nicht sagen durfte - also habe er sie gesungen: "I am Doktor PC 80 60 69 91." Die Zuhörer lächeln anerkennend. Beat Richner ist ein ernster Clown: Er spielt Bach und erzählt traurige Geschichten. Aber ab und an bringt er die Leute zum Lachen. "Ich will Ihr Geld oder Blut", sagt er jetzt. Die jungen Leute sollen Blut spenden, die älteren Geld. "In diesem Land gilt man übrigens ab dem 40. Lebensjahr als alt."

Jeden Sonnabend gibt er ein Konzert. Er verzichtet auf Eintritt, bittet aber um Spenden. Die meisten geben Geld, viele überweisen später von daheim Schecks. Knapp sechs Millionen Dollar kommen so jedes Jahr zusammen. Das restliche Geld sammelt Richner vor allem mit Konzerten in seiner alten Heimat, wo ihn das Fernsehpublikum 2002 zum Schweizer des Jahres wählte. Für den Betrieb der vier Kliniken sammelt er jährlich 22 Millionen Dollar - fast 90 Prozent sind Spenden, sieben Prozent zahlt die Schweizer Regierung, fünf Prozent die kambodschanische.

Noch ein Lied, das achte und letzte, dann ist der 90-minütige Abend zu Ende. Alle klatschen. Eine Frau erhebt sich, innerhalb von Sekunden stehen auch alle anderen. Ovationen, minutenlang. Fast beschämt verlassen die Zuhörer den klimatisierten Saal. Draußen schlägt ihnen die heiße und feuchte Nachtluft ins Gesicht. Dollar-Schein um Dollar-Schein fällt in die Sammelbüchse im Foyer. Es werden an diesem Abend 2 342 Dollar. Dann verschwinden die edel gekleideten Gäste in den benachbarten Luxushotels. Diese Nachbarschaft, hatte Richner gerade

erklärt, zeige "die Absurdität des Systems, in dem wir leben". In den Hotels koste eine Nacht bis zu 340 Dollar. Ein lebensrettender Klinikaufenthalt für ein Kind dauere fünf Tage und koste 170 Dollar.

Die "absurde" Lage zwischen zwei großen Fünf-Sterne-Anlagen ist geradezu perfekt für die Klinik: Die wohlhabenden Gäste haben es zu den Konzerten nicht weit, alle anderen fahren täglich an der Klinik vorbei auf dem Weg zu den Tempeln von Angkor, dem größten sakralen Bauwerk der Welt, seit 1992 Unesco-Weltkulturerbe. Mehr als eine Million Touristen kommen jedes Jahr, um die alten Hindu-Ruinen zu bestaunen. Die 200 Quadratkilometer große Anlage ist der Beweis für die einstige Dominanz der Khmer in der Region. Dank der Wasservorräte, die sie in gigantischen Becken speicherten, war es ihnen vor tausend Jahren möglich, die Felder auch in der Trockenzeit zu bewässern und so zwei oder drei Ernten pro Jahr einzubringen. Es gab genug zu essen und reichlich Arbeitskräfte für den Tempelbau. Vor etwa 800 Jahren - der Blütezeit des Khmer-Reiches - sollen bis zu eine Million Menschen rund um die Tempel gelebt haben. Angkor war damals die größte Stadt der Welt.

Inzwischen werden die Touristen busladungsweise hierher gekarrt; unterwegs kaufen sie in Luxusgeschäften Jade-Buddhas, Edelsteine, Shiva-Figuren aus tropischem Edelholz oder Elfenbeinschnitzereien. Bald werden die Reisebusse auch vor dem Krankenhaus halten. Gegenüber wird gerade die "Royal Shopping Gallery" errichtet. Vor drei Jahren noch war das Gelände eine staubige Brache mit Dutzenden armseligen Essensständen, an denen sich die Wartenden vor der Klinik versorgten. Damals hatte Richner über die Straße drei Transparente spannen lassen: "All we need is love ... blood ... money." Heute sind die Plakate verschwunden. "Weil der Verkehr so hektisch geworden ist. Den Text schafft niemand zu lesen", sagt er. Nun hängt dort ein Plakat mit dem Kliniknamen.

Den Leuten in Siem Reap scheint es überraschend gut zu gehen. Die 150 000-Einwohner-Stadt boomt und ist die reichste des Landes. Die Menschen tragen moderne westliche Kleidung, fahren auf blank polierten Mopeds, telefonieren mit den neuesten Handys. In der Nähe der Tempel verdient fast jeder ein paar Dollar mit den Touristen - oder versucht es zumindest. Schuhputzer bieten ihre Dienste selbst Leuten an, die Badelatschen tragen. Kinder lächeln Touristen mit großen Augen an und sagen: "Give me one dollar." Wer den angebotenen Billig-Schmuck nicht kauft, dem wird nachgerufen: "If you not buy, you not like Cambodia." Wenn du nicht kaufst, dann magst du Kambodscha nicht.

Mit einem Pro-Kopf-Einkommen von nur 440 Dollar im Jahr gehört das Land zu den ärmsten der Welt. Die Lebenserwartung liegt unter 60 Jahren, das Durchschnittsalter bei knapp über 20. Wenn Kambodschaner westliche Touristen beschreiben, fallen oft die Worte: alt und dick. Der Tourismus ist nach der Textilindustrie die wichtigste Einnahmequelle. Doch vom Geld der Urlauber sieht das Volk wenig. Die Regierung verkaufte vor Jahren die Konzession für die Eintrittskarten zu den Angkor-Tempeln an eine Hotelkette.

Die Tempel zeugen nicht nur von der Geschichte des alten Khmer-Reiches, sondern auch von der jüngeren: In vielen von ihnen sind Einschusslöcher zu erkennen - sie stammen aus der Zeit unter Pol-Pot. Der Diktator und seine Roten Khmer errichteten ab 1975 ihren "Steinzeitkommunismus", töteten in vier Jahren knapp zwei Millionen Kambodschaner. Der nachfolgende Bürgerkrieg endete 1991. Danach wurde das Land unter den Schutz der UN-Truppen gestellt, aber die brachten nicht nur Frieden, sondern auch Prostitution und als Folge Aids. Mehr als 30 Prozent aller Urlauber kommen als Sex-Touristen, gerade weil der Missbrauch von Kindern in Kambodscha weniger verfolgt wird als in den Nachbarländern. Am Straßenrand weisen zwar Schilder darauf hin, dass Sex mit Kindern ein Verbrechen ist, aber wenn ein männlicher Tourist abends allein durch Siem Reap läuft, wird er oft von Händlern angesprochen. Sie bieten: Marihuana, Opium, Heroin, kleine Jungs, kleine Mädchen.

Zwei Tage nach dem Konzert steht Beat Richner wieder auf der Bühne, diesmal als Klinikchef. Es ist Montagmorgen, 7 Uhr. Junge Frauen, denen das schwere Leben das Aussehen alter Frauen gab, tragen ihre Kinder ins Krankenhaus. Bei der Morgenkonferenz deklamiert ein kambodschanischer Arzt die Notaufnahmen des Wochenendes: "Nummer 1, ein fünfjähriger Junge, Verdacht auf Malaria. Nummer 2, ein achtjähriger Junge, Knochentumor ..." So geht es weiter bis Nummer 41; dazu kommen 58 Geburten.

Richner inspiziert die Stationen der Klinik, die äußerlich gut zu den benachbarten Luxus-Hotels passt: moderne Architektur aus Sichtbeton, Ziegeln und Bambus - umgeben von viel Grün. Die Anlage ist luftig, hell und sauber, ständig wird überall geputzt. Es riecht weder nach Krankenhaus noch nach Armut. Etwa 40 Mütter sitzen mit ihren Kindern hinter dem Eingang auf dem Terrakottaboden. Es ist ruhig, nur die Ventilatoren surren. "In anderen Krankenhäusern müssen die Mütter mit Ellenbogen und Geld kämpfen, um ihre Kinder behandeln zu lassen", sagt Richner. "Der geordnete Ablauf bei uns schafft Vertrauen. Sie fühlen sich sicher wie in einer Pagode." Weil die Wartenden meist Analphabeten sind, erklären Mitarbeiter alle 20 Minuten an Schautafeln die Übertragungswege von Aids, Dengue-Fieber, Malaria.

Vier Ärzte behandeln die Kinder, versorgen sie kostenlos mit Medikamenten und erklären, wie sie einzunehmen sind. Die Stationen für schwerkranke Kinder sind so groß wie ein Klassenzimmer; mit dreißig Betten und den Schreibtischen der Ärzte in der Mitte. Die Ärzte sollen nicht in ihren Zimmern verschwinden, sondern in der Nähe der Patienten sein.

Vor dem Operationssaal sitzt ein Mädchen auf einer Trage. Die Dreijährige lächelt schüchtern. Neben ihrem großen Zopf sind die Haare abrasiert für die Sonden. Ihr verkrüppeltes Bein wird von einer Schiene gehalten. Sie hat TBC, so stark, dass die Knochen angegriffen sind. Nächste Station: Die 12-jährige Vaun Sa Oeun lächelt nicht. Sie sitzt in ihrem bunten Kleid auf dem Bett und schaut ernst auf den Mann in Weiß. Richner studiert das Röntgenbild ihrer Lunge. "Überall feine Punkte, Aufhellungen. Die Tuberkulose ist weit gestreut", sagt er. "Ohne

eine richtige Behandlung würde sie in drei bis vier Monaten sterben." Die Mutter war mit ihr schon beim Arzt. "Bei einem Privatarzt", sagt sie. "Dem hab ich zwölf Dollar bezahlt. Er hat meiner Tochter nicht geholfen." Als ihre Nachbarin von Richners Klinik erzählte, fuhr sie los. 90 Kilometer. Ohne Geld. "Ich wusste, uns wird geholfen."

Die Mütter sind wichtig in der Klinik: Sie dürfen auch nachts mit in den Stationen bleiben, weil das die Heilungschancen ihrer Kinder wachsen lässt. Zugleich müssen sie sich um die Verpflegung der Kranken kümmern. Haben sie kein Geld dafür, bekommen sie es von Richner. Ein schwer TBC-krankes Kind muss ein Jahr lang alle sechs Wochen in die Klinik, sonst ist die Behandlung sinnlos. "Wenn sie kein Geld für die Fahrt haben, zahlen wir das auch", sagt Richner. "Deshalb kommen fast alle wieder."

Doch Beat Richner kämpft nicht nur gegen die Krankheiten in den Körpern der Kinder, sondern auch gegen eine in der Gesellschaft: die Korruption. In einem Land, in dem ein Klinikarzt oft nicht viel mehr als 30 Dollar im Monat verdient, holt sich so mancher die Patienten aus den überfüllten Krankenhäusern nach Hause - und kassiert ein Vielfaches dessen, was er im Monat verdient. "Korruption ist tödlich im Gesundheitswesen", sagt Richner. Bei ihm bekommen die Ärzte bis zu 1 000 Dollar im Monat. "Vielleicht sind wir die einzige Einrichtung ohne Korruption im Land." Sogar die Putzleute bekommen 125 Dollar im Monat. "Wir haben das bestbezahlte Putzpersonal Südostasiens", sagt er und lacht.

Wenn der Klinikchef in seinen Häusern unterwegs ist, verfolgen ihn die Blicke der Einheimischen fast wie einen Heiligen, und auch die Mitarbeiter begegnen ihm voller Ehrfurcht. Kein Wunder: Richner bringt den einen Gesundheit, den anderen gut bezahlte Arbeit. Dinge, die Mangelware sind im Land.

Wer die Klinik in Siem Reap besucht, fragt sich unweigerlich, warum das Modell nicht schon längst auf andere verarmte Länder übertragen wurde, deren Infrastruktur von jahrzehntelangen Bürgerkriegen zerstört ist. Wäre doch toll: Nur knapp 20 Millionen Dollar für ein funktionierendes Gesundheitssystem für Kinder - der Mercedes-Konzern gibt jährlich etwa 90 Millionen Dollar für Marketing und Werbung aus.

Immer mehr schließen sich im reichen Westen dieser Logik an. Die Rettung der armen Welt ist ein Dauerbrenner: Karlheinz Böhm - der Kaiser Franz aus den "Sissi"-Filmen - sammelte seit 1981 knapp 300 Millionen Euro und investierte sie in Hilfsprojekte in Äthiopien. Fast jeder bekannte Sänger unterstützt inzwischen die Hungernden in Afrika: Bob Geldof, Bono von U2, dazu die Deutschrockgarde von Grönemeyer über Niedecken bis zu den Punkfrührentnern der Toten Hosen. Angelina Jolie dreht kaum noch Filme, sondern adoptiert Kinder aus der Dritten Welt und sammelt Spenden. Brad Pitt bittet um Geld, damit Öko-Häuser für Opfer des Hurrikans Katrina in New Orleans gebaut werden können. Doch oft bleibt ein schaler Nachgeschmack: Warum wird ein Promi gefeiert, wenn er Film-Gagen von 20 Millionen Dollar kassiert und ein wenig davon abgibt? Es ist die Rede von Gutmenschentum, Armutstourismus, Profilierungssucht, Imagepflege auf Kosten der Ärmsten. Und immer öfter wird die Frage aufgeworfen, ob armen Ländern überhaupt mit Geld allein zu helfen ist. Die Stiftung des Microsoft-Gründers Bill Gates verfügt bald über 50 Milliarden Euro - ein Vermögen, das das Brutto sozialprodukt von mehr als der Hälfte aller Länder der Erde übertrifft. Was werden die reichen Helfer langfristig damit ausrichten? Warum glauben sie zu schaffen, was Regierungen und Hilfsorganisationen seit Jahrzehnten misslingt?

Auch Beat Richners System hat ein Problem: Es steht und fällt mit Richner selbst. Er ist sowohl prominenter Geldsammler als auch Klinikchef vor Ort. Aber was ist, wenn er irgendwann nicht mehr da ist?

"Grundsätzlich ist bei Hilfsorganisationen eine Zentrierung auf eine Person ein neuralgischer Punkt", sagt Burkhard Wilke, Geschäftsführer des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen, das Gütesiegel für Hilfsorganisationen vergibt. "Die Hilfsorganisation kann schnell in der Sackgasse landen, wenn der Hauptakteur geht." Aus diesem Grund sieht auch die Weltgesundheitsorganisation WHO Richners Spitäler mit Skepsis. Das Projekt könne nicht von Dauer sein und damit nicht nachhaltig, wird dem Arzt vorgeworfen. Richner regt sich darüber auf: "Dem Kind, dem wir heute helfen, ist doch egal, ob es die Klinik in sechs Jahren noch gibt. Für mich ist es nachhaltig, die Kinder jetzt zu retten." Andere Hilfsorganisationen zahlten einen Großteil des Geldes für westliche Helfer und Experten. "In meinen Kliniken arbeiten nur zwei Ausländer, aber 2 000 Kambodschaner. Ich nenne es nachhaltig, dass wir hier viele Ärzte ausbilden und mit guter Bezahlung dafür sorgen, dass sie nicht in andere Länder abwandern, um dort zu arbeiten." Seine Kliniken gehörten inzwischen zu den vier größten Arbeitgebern im Land.

Richner wirft den Experten von der WHO im Gegenzug vor, dass sie mit teuren Autos durch die Dritte Welt fahren, in teuren Hotels wohnen und ihm vorhalten, er würde zu teure Medizin in dieses arme Land bringen. Richner geht am Raum mit dem Computertomographen vorbei. Das Gerät war das allererste im Land, erzählt er. Als er es einführte, hieß es, die High-Tech-Behandlungen würden nicht zum niedrigen Standard im Land passen. Genau wie die eigene Blutbank, die OP-Säle, die eigene Strom- und Sauerstoffherstellung, die Labore für HIV-Tests, das eigene Geburtshaus. "Ich soll von den Patienten Geld nehmen", sagt er. Denn nur wer zahle, übernehme auch Verantwortung für das eigene Leben. "Aber die Kinder können doch nichts für das Elend hier. Das ist doch alles Folge des jahrzehntelangen Bürgerkrieges."

Richner nennt die Situation beschämend für die westliche Welt. Ihm wird vorgehalten, dass er teure Medikamente nach westlichen Standards an die Armen verschenkt. Doch die WHO verteile weiter das billige Antibiotikum Chloramphenicol in der Dritten Welt - das wegen lebensbedrohlicher Nebenwirkungen in Europa seit 1970 verboten ist, aber weiter in Frankreich produziert wird. Offenbar sei man der

Meinung, arme Menschen müssten auch mit weniger guten Medikamenten vorlieb nehmen. "Es gibt keinen Unterschied zwischen einer Bluttransfusion für einen reichen und einen armen Menschen", sagt Richner. "Eine Transfusion kann nur korrekt sein oder nicht."

Er spricht von "passivem Völkermord an den Kindern". Erst vor wenigen Monaten tobte im Land die weltweit größte Dengue-Fieber-Epidemie, allein in seinen Kliniken mussten 25 000 Kinder behandelt werden, viele waren kurz vor dem Koma. "Doch Dengue-Fieber interessiert im Westen niemanden", sagt er. "Weil Dengue-Fieber den Westen nicht bedroht." Stattdessen werde dort über Vogelgrippe diskutiert. An der Dengue-Epidemie hingegen seien im Sommer in Kambodscha mehrere Zehntausend Menschen gestorben. "Darüber haben BBC, CNN und Deutsche Welle nicht berichtet", sagt Richner. "Doch dann hatten wir einen Fall von Vogelgrippe, in einem Dorf im Norden." Einen Tag nach Bekanntwerden seien sie alle vor Ort gewesen: BBC, CNN, Deutsche Welle. "Weil der Westen die Hühnergrippe für sich als Gefahr betrachtet." Das Sterben der Kinder aber sei egal.

Eigentlich wollte Richner, der Lehrersohn, ein Künstler werden und lernte mit neun Jahren Cello spielen. "Dann dachte ich, Kunst ist Luxus, nützt nichts und lullt nur die Leute ein, denen es gut geht." Also studierte er Medizin, spielte nebenher in einem Symphonieorchester und ging 1974 mit zwei Krankenschwestern als Austauscharzt für ein Jahr nach Kambodscha. 1975 übernahmen die Roten Khmer die Macht. Sie zerstörten 635 000 Häuser und Hütten, 790 Krankenhäuser, 5 800 Schulen und 1 900 Pagoden. Von einst 953 Ärzten überlebten nur 53.

Richner musste wie fast alle Ausländer fliehen. "Ich hab die Klinik abgeschlossen und die Schlüssel zwei Jahre mit mir herumgetragen." Sein Gefühl sei so ähnlich wie das von Holocaust-Überlebenden gewesen, die gegenüber den Ermordeten ein schlechtes Gewissen haben. Weil sie noch am Leben sind. Zurück in der Schweiz etablierte er sich als Kinderarzt, trat als Musikclown Beatocello auch im Fernsehen auf, nahm Schallplatten für Kinder auf und wurde zum Star. Die Erinnerung an Kambodscha verdrängte er. Bis zum Besuch einer Opernpremiere am 23. Oktober 1991 in Paris. An diesem Tag wurde dort der Friedensvertrag für Kambodscha unterzeichnet. Richner reiste in die Hauptstadt Phnom Penh und besuchte die verlassene Klinik auf dem Gelände des Königspalastes. Der künftige König Sihanouk bat ihn, das Spital wieder zu öffnen. Mit 13 Ausländern und 16 Einheimischen fing Richner an. Fünf Jahre wollte er maximal bleiben. Inzwischen sind es 16. Richner wurde zum Wanderer zwischen zwei Welten und ist in keiner heimisch. Die Kliniken sind sein Lebenswerk und zugleich sein Dilemma, aus dem er nicht herauskommt. Ohne ihn geht es nicht. Das weiß er.

Richner ist kein Abenteurer, der in Europa gescheitert ist und deshalb sein Heil in der Dritten Welt sucht. Er steht auch nicht gern im Mittelpunkt. Auf die Bühne geht er nur, um Geld zu sammeln. Auf die Frage, ob er sich über Standing Ovationen nach einem Konzert freut, antwortet er: "Mir wären Sitting Ovationen lieber, die sind schneller vorbei, und ich könnte den Leuten sagen, wo die Sammelbox steht." Er ist auch niemand, der Eindruck auf andere machen will - zumindest nicht optisch. Er trägt stets dunkle Hosen und weiße Hemden, unter denen sich ein großer Bauch wölbt. Er kommt eher nachlässig rasiert in die Klinik, und seine Brille sieht aus, als wäre sie seit weit mehr als einer Woche nicht geputzt.

Richner sitzt im warmen Schatten der Klinikantenne, rührt in seinem Kaffee und gönnt sich einen Davidoff-Zigarillo. Er hat sich nie in das hiesige Leben integriert, spricht die Landessprache nicht und verbringt seine Abende allein, an drei Abenden übt er Cello. "In so einem chaotischen Land wird man entweder Alkoholiker oder Leser", sagt er. "Ich bin Leser geworden." Er hat Bodyguards, um sich vor Entführern zu schützen. Er hat schon einen Nachfolger und will, dass die Kliniken in zehn Jahren ohne seine Spenden laufen. "Wenn das nicht klappt und ich abtrete, hat das Land hier jährlich 80 000 tote Kinder mehr. Den Westen wird es nicht interessieren." Also sucht er nach Großspendern. Doch Konzerne geben nicht gern Geld an Leute, die teure Medizin verschenken. Vielleicht hofft er auch, dass die Regierung sein Werk weiter führen muss. Dass sie nicht anders kann. "Es wäre mutig gewesen, die Krankenhäuser nicht aufzubauen und die Regierung so zu zwingen, ein vernünftiges Gesundheitssystem errichten", sagt Richner. Aber diesen Mut habe er nicht gehabt, wegen der vielen Kinder, die gestorben wären. Er schweigt, dann sagt er: "Ich bin kein guter Mensch, ich bin nur ein Gefangener meines Gewissens."

Er drückt die Davidoff aus und sinniert noch kurz über den Wert des Geldes: Seine Kliniken brauchen 22 Millionen Dollar. Das klinge viel, aber allein die Sanierung des Züricher Stadtsitals habe mehr als 500 Millionen Dollar gekostet.

"Verrückte Welt", sagt Richner, trinkt seinen Kaffee aus und geht. Die Kinder warten.

Spenden: Stichwort Kantha Bopha, Dresdner Bank, Konto 915 61 00 00, BLZ 600 800 00

Berliner Zeitung, 15.12.2007

[Weitere Artikel aus dem Ressort »](#)

[Ähnliche Artikel im Archiv »](#)

[Leserbrief »](#)